

PHILIPPINEN

Im Schatten des Drogenkriegs

chrismen-Autor Carsten Stormer lebt seit zehn Jahren in Manila. Und er erlebt hautnah, wie sich die Philippinen seit dem Amtsantritt von Präsident Duterte verändern

Text: Carsten Stormer Fotos: Carlo Gabuco

34 chrismen 09.2017

Er nennt sich Ryan.
Er will als Zeuge
gegen die Polizei
aussagen. Bis dahin
versteckt er sich





Polizisten untersuchen Tote. Oben: Caloocan City im Norden Manilas. Ein Unbekannter erschoss einen Mann in einer Gasse



Unten: Mandaluyong City im Osten Manilas. Oft heißt es, der Tote habe mit Drogen gehandelt. Der Fall bleibt ungeklärt

Es ist vier Uhr morgens. Seit zwei Stunden stehe ich hinterm Absperrband der Polizei und starre auf den Toten, der dreißig Meter vor mir in einer Seitenstraße unter einem Baum liegt. Leiche Nummer fünf in den vergangenen neun Stunden. Stadtteil Malate, im Herzen der philippinischen Hauptstadt Manila. Stundenlang bin ich diese Nacht im Auftrag der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch von Tatort zu Tatort getreht.

Polizisten und Ermittler der Spurensicherung laufen um den Leichnam herum, fotografieren Patronenhülsen, malen mit Kreide weiße Kringel auf den Asphalt, messen aus unerfindlichen Gründen den Abstand vom Toten zum Polizeiwagen, der erst nach der Schießerei eingetroffen ist, durchsuchen den Inhalt von Hosentaschen und Brieftaschen. Ich zoome mit der Kamera heran. Der Tote trägt ein rotes Hemd. Neben der geöffneten rechten Hand liegt ein Revolver. Ein Polizist nimmt einen Kugelschreiber aus seiner Brusttasche, schiebt ihn zwischen Abzugsbügel und Abzug, hält die Waffe in den Lichtkegel einer Taschenlampe, lange genug, dass es die Journalisten hinter dem Absperrband sehen können. Dann verschwindet die Waffe in einer Plastiktüte und der Tote in einem Leichenwagen.

Ein Polizist zündet sich eine Zigarette an, zieht den Rauch tief ein, blickt mürrisch in die Kameras und berichtet. Zivilpolizisten hätten einen Drogendealer, bewaffnet und zu allem bereit, am Ende einer dunklen Gasse gestellt. Drei Schüsse. Notwehr. Ein Revolver neben einem namenlosen Körper als Beweistück. Ansonsten: keine Augzeugen, kein großes Spektakel. Ganz normal. Manila Vice. Alles Weitere morgen im Polizeibericht. Dann klatscht der Polizist in die Hände und ruft den Medienleuten zu, dass die Show nun zu Ende sei. Ab nach Hause.

„Alles Lüge“, räunt ein Anwohner im Nachthemd, nachdem die Polizei verschwunden ist. Der Tote sei unbewaffnet gewesen. Es gebe Augzeugen, drei Jugendliche hätten alles beobachtet und Fotos gemacht. Woher er das weiß? „Das hat Jay-R erzählt.“ Wir sollten es mal in dem Videospielladen dort drüber an der nächsten Straßenecke versuchen. Er zeigt mit dem Finger auf einen Laden, über dessen Eingang bunte Leuchtreklame flackert. Da hocke Jay-R die meiste Zeit bis in die frühen Morgenstunden an Spielkonsolen und ballerte die Zeit weg.

Es ist, wie der Mann vermutet hat. Auf einem weißen Plastikstuhl hockt ein schmales Kerlchen in Bermudas und Unterhemd, kaum älter als zwölf, und starrt mit schweren Augen auf den Computerbildschirm. Inzwischen ist es kurz nach fünf. Vor dem Spielsalon bauen die ersten Händler ihre Stände auf. Manila erwacht zum Leben. Ich frage mich, warum dieser Knirps nachts bis in die Puppen Zombies totschießen darf. Was er gesehen hat? Große, erschrockene Augen schauen mich an. „Nichts! Ehrlich!“ Er will keinen Ärger mit der Polizei. Aber er kennt einen der Jungs, die alles beobachtet haben. Er diktiert eine Telefonnummer, dann rennt er aus dem Laden.

Es kostet Zeit und Überredung, ein Treffen mit den Zeugen zu arrangieren. Ihre Bedingungen: keine Namen,

keine Fotos, Treffen an einem öffentlichen Ort ihrer Wahl. Eine Stunde später sind Christian und Jason, beide Teenager, auf der Empore eines Mini-Marts, wo Kunden ein schnelles Frühstück einnehmen können, ein paar Hundert Meter vom Tatort entfernt. Sie tragen Baseballkappen und Sonnenbrille. Zwei Freunde stehen Schmiede. Die beiden Jungs sitzen nervös und angespannt an einem leeren Tisch vor einem Panoramafenster, von dem aus sie die Straße überblicken können. Zeugen kann die Polizei überhaupt nicht gebrauchen. Immer wenn sich die Tür öffnet und ein Kunde den Laden betritt, zucken sie zusammen. Christian schaut dann zu seinen Kumpels herunter. Nicken. Daumen hoch. Alles in Ordnung. Ich spendiere Kaffee und Donuts. Nach ein paar Schlucken Moccachino entspannen sich die beiden und beginnen zu erzählen.

Christian und Jason spielten auch an diesem Abend an den Computern des Videospielladens. Gegen 2.35 Uhr fuhr ein Motorrad in die Gasse hinter dem Laden. Kurz darauf hörten sie Schreie. „Wir haben gesehen, wie ein Mann, der einen Helm trug, einen anderen Mann gegen einen Baum drückte und immer wieder auf ihn einschlug“, sagt Jason, knetet mit der rechten Hand die Finger der linken und wippt mit dem Oberkörper. „Yeah, Mann, dann fielen drei Schüsse, und wir sahen den Motorradfahrer wegfahren“, sagt Christian. Es sei noch ein weiterer Mann dagewesen. Gleich nachdem der erste Schütze verschwunden war, fielen vier weitere Schüsse. Kurz darauf erschienen Polizisten und spererten die Seitenstraße ab.

„Wir sind auf einen Wassertank hinterm Haus geklettert. Von dort hat man eine gute Sicht auf die Gasse“, erzählen die Teenager. „Wir haben Fotos gemacht“, sagt Christian und zieht sein iPhone aus der Tasche, scrollt durch seine Ordner, bis er das richtige Foto gefunden hat: „Hier, schau. Das ist der Tote. Siehst du eine Waffe? Nein! Der ist unbewaffnet.“ Als die Polizisten die Jungs entdeckten, befahlen sie ihnen zu verschwinden. Erst später erfuhrn Christian und Jason, dass es offiziell heißt, der Mann sei bewaffnet gewesen und hätte auf die Polizisten geschossen. „Nein, Mann. Das stimmt nicht. Warum behauptet die Polizei so etwas?“ Christian würde jetzt gerne gehen. Eine letzte Frage: Warum erzählt ihr das alles? „Wir sind gegen Drogen. Aber wir sind auch dagegen, dass Unschuldige ermordet werden. Wir fühlen uns nicht mehr sicher“, sagt Jason.

Sie zehn Jahren lebe ich in Manila. Und seit dem Amtsantritt von Präsident Rodrigo Duterte im Juni 2016 verfolge ich diesen verstörenden Drogenkrieg in meiner Wahlheimat mit wachsender Sorge. Wenn mir jemand vor zwei Jahren gesagt hätte, dass Filipinos dazu fähig sind, Tausende tote Landsleute zu akzeptieren und diese Gewaltorgie auch noch zu bejubeln, ich hätte es nicht für möglich gehalten.

Es war gar nicht mal überraschend, dass ein Typ wie Rodrigo Duterte mit seiner Vision einer neuen philippinischen Gesellschaft die Wahl gewann. Ein hermsärmiger 71-Jähriger, der versprach, aufzuräumen, den Sumpf

„
Dass meine Nachbarn diese Gewaltorgie bejubeln, hätte ich nie geglaubt
“

aus Korruption, Armut, Vetternwirtschaft, Rechtlosigkeit, Straffreiheit trocken zu legen. Der den Papst einen „Hurensohn“ nennt, eine vergewaltigte australische Nonne verböhnt und behauptet, eigenhändig Verbrecher erschossen zu haben. „Tötet sie alle und beendet das Problem“, schlug er vor und versprach, 100 000 Leichen in die Bucht von Manila werfen zu lassen. In dem von Korruption, Machtmissbrauch und Verbrechen gebeutelten Inselstaat, wo sich Eliten bereichern und die Armen vom Wirtschaftswachstum so gut wie ausgeschlossen sind, kam das gut an. Viele Filipinos verehren Duterte wie einen Messias. Seine Wahl ist ein Denkzettel der Zornigen und Enttäuschten an die Oligarchie, die seit Jahrzehnten das Volk mit leeren Wahlversprechen belügt, Steuergelder in die eigenen Taschen stopft und keinerlei Konsequenzen fürchten muss.

Die philippinische Gesellschaft hat sich schon in Dutertes erstem Amtsjahr verändert. Für oder gegen den Präsidenten zu sein, das spaltet Familien, macht Freunde zu Feinden und Fremde zu erbitterten Gegnern. Wie viele Menschen tatsächlich in diesem Drogenkrieg getötet wurden, ist schwer zu ermitteln. Laut Polizeistatistik: 3155 in Polizeioperationen getötete Drogendealer, über 2000 Drogenmorde durch Auftragskiller, über 7000 ungelklärte Mordfälle. Also bis zu 12 000 Tote in einem Jahr. Täglich werden es mehr.

Nicht nur der Drogenkrieg erhitzt die Gemüter. Die Mehrheit der Abgeordneten im philippinischen Re-



präsentantenhaus stimmte im März 2017 für die Wiedereinführung der Todesstrafe für Drogendelikte. Kinder ab neun sollen künftig als strafmündig gelten. Politische Gegner werden eingeschüchtert oder gleich eingesperrt. Eine von der Regierung bezahlte Trollarmee unterdrückt im Internet jede Kritik mit einer Flut von Hassmails, Drohungen bis hin zu Vergewaltigungs- und Mordaufrufen. Die Regierung droht Zeitungen und Fernsehsendern, die kritisch über den Präsidenten berichten, ihre Lizenen nicht zu erneuern. Terroristen haben deutsche Segler und kanadische Touristen geköpft. Der Präsident rief im Mai das Kriegsrecht im Süden des Landes aus, nachdem ein lokaler IS-Ableger die Stadt Marawi angegriffen hatte. Zwei Monate und Hunderte Tote später kontrollierten die Terroristen noch immer einige Stadtteile.

Aber der Kampf gegen die Drogen ist sichtbar und massenwirksam, schauerlich und faszinierend. Redaktionen aus aller Welt schicken ihre Reporter vorbei. Ein solches Interesse bekommen die Philippinen ansonsten nur, wenn Taifune oder Tsunamis das Land verwüsten.

In diesem Krieg sterben vor allem die Armen. Monate lang klappten ich in schwulen Tropennächten die Tatorte in den Slums ab: Tondo, Payatas, Navotas, Quezon City. Ich sah Hunderte Leichen – von Kugeln durchsiebt, in Packpapier oder Zellophan eingewickelt, auf Müllkippen geworfen, in Parks deponiert, in Flüssen treibend. Manche Leichen tragen auf Pappschädeln gekritzte Botschaften um den Hals. In geheimen Wohnungen treffe ich Auftragsmörder, die für korrupte Polizisten und Drogenbosse die Dreckarbeit erledigen. Ich spreche mit eingeschüterten Dealern, die sich nicht aus ihren Verstecken herastraumen. Ich begleite Polizeirazzien und erlebe, wie Fahnder alleinerziehende Mütter von ihren Kindern trennen und dass Jugendlichen wegen ein paar Gramm Crystal Meth lebenslang Gefängnis droht. Ich bin Zeuge, wie ein Zivilpolizist einem Verdächtigen Drogen unterjubeln will und wie ein junger Polizeirekrut bei einer Razzia von einem Dealer erschossen wird. Ich treffe Zeugen in Schutzprogrammen und begleite Angehörige von Opfern auf Trauer-

Angehörige sehen dem Krankenwagen hinterher, der Tote eines Massakers in Mandaluyong City, Manila, wegbringt

feiern und Beerdigungen, darunter ein fünfjähriges Mädchen, das in die Schusslinie von Todesschwadronen geriet. Die Angst ist so groß, dass die Bewohner mancher Viertel nachts auf der Straße schlafen, um nicht versehentlich bei Polizeirazzien als Kollateralschaden zu enden. Mütter, deren Söhne von der Polizei verdächtigt werden, Drogen zu nehmen, lassen ihre Sorgenkinder nicht mehr außer Haus, damit sie nicht mit einem Kopfschuss in der Gosse landen.

Im Ausland kommt das Morden nicht gut an. Menschenrechtsgruppen kritisieren Selbstjustiz und Polizeiwillkür. Die Europäische Union verlangt, dass demokratische Normen eingehalten werden, und diskutiert, ob sich der Inselstaat unter Duterte von einer Demokratie in eine Autokratie verwandelt. Wenn andere mahnend den Zeigefinger heben, zeigt der Präsident ihnen den Mittelfinger und wird dafür bejubelt.

Schuld an der PR-Misere haben, wenn es nach Duterte und seinen Anhängern geht, die Medien. Sie würden Kampagnen betreiben, um die Philippinen im Auftrag fremder Mächte zu destabilisieren. Und so tötet auf den Philippinen gleichzeitig ein Informationskrieg in den sozialen Medien. Den hat das Duterte-Lager längst gewonnen. Unzählige Pro-Duterte-Gruppen und -Blogger, tausendfach gefälschte Profile und Bots verbreiten Falschbehauptungen, Propaganda und Diffamierungen. Journalisten traditioneller Medien schauen staunend zu, wie Fakten, Rechercheergebnisse und der gesunde Menschenverstand im Getöse untergehen. Kollegen erhalten im Internet Morddrohungen, Kolleginnen wird gewünscht, dass sie von Drogenabhängigen vergewaltigt werden.

Auch mich trifft der Zorn. Im Januar dieses Jahres drehte ich für die „New York Times“ einen Film über den Drogenkrieg. Der Film sorgte für viel Wirbel, und ein wutschaubender Präsident warf der „New York Times“ und deren Mitarbeitern vor, einen Coup zu planen, um die Regierung zu stürzen. Die Journalisten seien von der Opposition bezahlte Agenten. Obwohl mein Name nur kurz auftauchte, geisterten bald Aufrufe durchs Netz, mir eine Lektion zu erteilen. Ich will mich nicht einschüchtern lassen, doch das Kalkül der Trolle geht auf. Wenn ich mit meinem Motorrad durch Manila fahre, schaue ich nun öfter in den Rückspiegel, ob mich jemand verfolgt. Mopedfahrer, die an roten Ampeln neben mir halten, beobachte ich misstrauisch. Wenn ich mein Haus verlasse, sondiere ich die Gegend. Nach einer Auslandsreise kontrolliere ich zuerst mein Gepäck, ob jemand darin Drogen deponiert hat.

Noch immer bekommt Duterte in Umfragen Zustimmungswerte von über achtzig Prozent. Doch der Erlösernimbus beginnt zu bröckeln. Im Schatten des Jubels formiert sich Widerstand. Aus Protest gegen die Todesstrafe boykottieren Studenten den Unterricht an Universitäten. Bürgerrechtsgruppen demonstrieren gegen die außergewöhnlichen Hinrichtungen. Einstige Widerstandskämpfer gegen die Marcos-Diktatur warnen vor einem Rückfall in die Tyrannie. Ehemalige Mitglieder von



“Neunjährige sollen künftig strafmündig sein, politische Gegner werden weggesperrt”

Trauer, stummer Protest. Nachbarn haben Kerzen am Tatort entzündet



Priester Ronquillo, Kirche in Baclaran im Süden Manilas

“
Die Kirche hat
dem Morden viel zu
lange zugesehen.
Wir müssen
Haltung zeigen
“

Carlos Ronquillo

Todesschwadronen beschuldigen den Präsidenten, Morde persönlich in Auftrag gegeben zu haben. Von Gewissensbissen geplagte Polizisten quittieren den Dienst, weil sie Verdächtige ohne Gerichtsurteil erschießen sollten. Und nach langem Zögern bricht nun die mächtigste aller Institutionen auf den Philippinen ihr Schweigen: die katholische Kirche. Zumindest Teile davon.

Carlos Ronquillo ist einer von denen, die gegen das Blutvergießen predigen und den Zorn des Präsidenten erregen. Seine Kirche in Manilas Stadtteil Baclaran ist ein neoromanisches Ungetüm an einer vielbefahrenen Hauptstraße. Auf 5000 Quadratmetern finden hier elftausend Gläubige Platz.

Während draußen der Verkehr rauscht, wettert Pater Ronquillo gegen das Töten an. Ein rundlicher Mann im Messgewand, die Brillengläser von Hitze und Entschlossenheit beschlagen, der sich während der Messe auf eine Krücke stützt. „Der Kern allen Übels ist die Armut. Die verschwindet nicht, indem man Menschen tötet“, ruft der Priester von der Kanzel. „In Jesu Namen. Amen.“ „Amen“, hält es tausendfach aus dem Kirchenschiff wider. Es sind deutliche, mutige Worte. „Die Kirche hat dem Morden viel zu lange zugesehen. Wir müssen Haltung zeigen, Zeichen setzen“, sagt der Geistliche nach der Predigt in seinem spartanisch eingerichteten Amtszimmer, während ein Rosenkranz durch seine Finger gleitet.

Für seinen Einsatz für mehr Nächstenliebe erntet Ronquillo SMS und E-Mails, in denen Unbekannte ihn im Schutze der Anonymität zum Teufel wünschen und manchmal mit dem Tode drohen. Ronquillo lächelt traurig und lässt seine Schultern hängen. „Ich glaube fest daran, dass Gott die Philippinen noch nicht aufgegeben hat.“ Haltung zeigen, auf der richtigen Seite stehen, darauf komme es ihm an, sagt der 61-Jährige. „Sehen Sie selbst“, sagt der Priester. Er ruft einen Diakon herbei, flüstert ihm

etwas ins Ohr, während er mit dem Finger auf mich zeigt. Dann wünscht er einen schönen Tag und verschwindet.

Ich folge dem höflichen, wortkargen Diakon durch die Kirche hinaus auf den Vorplatz, auf dem Hunderte Gläubige vor dem Schrein der Madonna beten. Vor einem Seitenschiff wartet eine junge Krankenschwester im Arztkittel. Sie führt mich in eine Art Krankenstation. Auf einer Pritsche liegt ein schmächtiger Jugendlicher. In seinem Bein stecken zwei Kugeln. Er nennt sich Ryan, seinen richtigen Namen will er nicht nennen. 18 Jahre alt sei er. Er schreit auf, als die Krankenschwester die Schusswunde in seinem Oberschenkel mit einem Skalpell öffnet, um sie zu säubern. „Die Kugel wandert. Uns fehlen die Mittel, um sie rauszuoperieren“, sagt die Krankenschwester.

Im Krankenhaus will Ryan nicht, das sei zu gefährlich. Seit einer Woche versteckt er sich hier aus Angst vor den Mörtern seiner Freunde. „Ich habe ein Massaker überlebt, die kennen meinen Namen“, sagt er, und Tränen laufen über seine Wangen. „Deshalb bin ich auch noch nicht zur Polizei gegangen. Man hört ja immer wieder, dass Polizisten dahinterstecken, wenn Dealer erschossen werden.“

Sieben Freunde starben. Sie hörten laute Musik in der Wohnung eines Freundes, sie tanzten, tranken Bier, um das Wochenende einzuläuten. Die Motorräder, die vor dem Haus hielten, hörten sie nicht. Die Fahrer trugen Helme und Maschinengewehre. Sie feuerten ins Wohnzimmer. Ryan schleppte sich verwundet ins Bad und versteckte sich dort. Ja, einer der Freunde hätte was mit Drogen zu tun gehabt, erzählt Ryan. Die anderen aber nicht. „Warum wollten sie uns töten?“

Kaum jemand weiß, wo er sich versteckt. Nicht die Eltern, nicht die Freundin. Manchmal telefoniert er mit Kumpeln. Die warnen ihn davor, zurückzukehren. Die Nachbarn tuschelten, dass er ein Drogendealer sei. Ein Todesurteil. Nur hier, in den Gemächern der Kirche, fühlt er sich sicher. Um seinen Hals baumelt ein Kruzifix. Drei Mal am Tag bete er, dass sein Leben verschont bleibt. „Ich werde auf jeden Fall vor Gericht aussagen“, sagt Ryan. „Das bin ich meinen toten Freunden schuldig.“



Carlo Gabuco, 35, dokumentiert den Drogenkrieg seit Amtsantritt von Präsident Rodrigo Duterte für die internationale Presse. Für seine Bilder bekam er den Human Rights Press Award.



Carsten Stormer, 44, lebt mit seiner Familie in seiner Wahlheimat, auf den Philippinen. Stormer ist Korrespondent der Reportageagentur Zeitspiegel.